

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

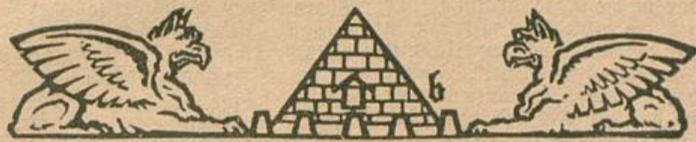
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1937

25.4.1937 (No. 17)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

25. Jahrg. Nr. 17



25. April 1937

Egon Vietta / Ueber Adolf von Grolmans „Werk und Wirklichkeit“

(Schluß)

Damit wird es unerläßlich, das Verhältnis Gött's zum größten lebenden Kulturphilosophen seiner Zeit, nämlich zu Nietzsche, aufzuklären. Mit Nietzsche, der den ganzen europäischen Wissens- und Lebensraum durchforscht hatte und in einer neuen Formel vom Leben die Entwicklung vorwärtszutreiben suchte, mußte Gött irgendwie fertig werden. Zweifellos hat Nietzsche das Ringen Gött's um seine Lebensform auf lange Strecken kontrapunktiert. Nietzsche wird so zum Gegenwert, an dem Gött's eigentlicher Lebenswille sichtbar gemacht werden muß. Grolman hat die Schlüsselstellung dieser geistigen Wechselbeziehung vollauf erkannt. Er kommt, kurz gesagt, zum Ergebnis, daß Gött Nietzsche in sich selbst überwunden habe. Das ist, angesichts etwa des „Edelwilds“, in dem Gött seine gütigste dichterische Leistung erreicht hat, und das doch nur, weil er aus Nietzsche gründlich Nutzen gezogen hat, eine ansehbare Feststellung. Gött hat allerdings Nietzsche in sich selbst überwunden, aber der Nietzsche, den Gött meint und begriffen zu haben glaubt, ist provinziell mißdeutet, verkleinert und entstellt, es ist ein Nietzsche, der mit dem eigentlichen Werk Nietzsches nur sehr bedingt, mit der Vorstellungswelt Emil Gött's aber um so mehr zu tun hat. Und damit verrät sich eben auch Gött — in allen seinen Grenzen. Das wird noch deutlicher, wenn man das kulturelle und künstlerische Klima des reifen Nietzsches vergegenwärtigt und einmal seine Lebenswertlehre zurückstellt. Gerade dieses kulturelle Klima ist es ja, was Gött so schwerfällt, dem er in seinem Kampf um den Alltag ausgewichen ist. Sonst besäßen wir womöglich — groß gesagt — mehr Dichtung und weniger Tagebücher von ihm. Das hindert nicht, daß uns kein verzweifelt und äußerlich geheitertes Ringen um die Echolle, sein Kampf um die Erde, der sich bei Nilke rein dichterisch aufgelöst und erlöst hat, zutiefst angeht. Gött hat schon nicht mehr jene existenzielle Glaubensverwurzelung einzusehen, die noch Hebel trägt. Er zehrt gleichsam von der nackten menschlichen Substanz — hinter der nichts mehr und vor der alles steht: Die Hoffnung. . . Er ist schon Mensch des Uebergangs, er weiß, daß alles im vollsten Umbau begriffen ist und müht sich um die neue, kommende Verwurzelung im heimatischen Boden. Auch sein Verhältnis zur Frau, das Grolman in „Fortunatas Biß“ überraschend enthüllt, ordnet sich in diesen Kampf ein, ja, es tritt, durchaus im Gleichschritt mit der damaligen Zeit — der Zeit Klingers! — zuweilen beherrschend in den Vordergrund. „Aber suche ich ein Weib? Nein, wesentlich suche ich nur mich, wenn ich dabei mein Weib nicht finde, wo dann?“ (Gött.) Und Grolman fügt hinzu, daß man sich diese Tagebuchstelle sehr genau einprägen müsse, „um in den überaus schwierigen und zarten Dingen bei Fortunatas Biß! einigermaßen die Ueberflucht zu behalten.“ Oder an anderer Stelle: „Für mich ist der Mensch in Mann und Weib polarisiert.“ (Gött.) Man muß sich vergegenwärtigen, daß „Fortunatas Biß“ nicht nur die wundeste Dichtung, sondern auch die erlebnisreichste dich-

terische Aussage darstellt. Hieran müßte sich darum eine Würdigung dieser so tiefgreifenden und das Werk überschattenden Erfahrungen des Dichters anschließen und nun gar noch des Verhältnisses zu seiner Mutter. Grolman behandelt diese Fragen jedoch mit solchem Takt und solcher Ueberlegenheit, daß eigentlich nur übrig bleibt, auf sein Buch selbst zu verweisen.

VI.

Nun ist aber Grolmans Abhandlung über Gött in eine Gesamtschau einbezogen und, was er ausdrücklich ablehnt, keine Göttbiographie. Das Buch rundet sich daher erst in seinem dritten Kapitel über Hans Thoma zur vollen Harmonie. Nach dem denkbarst konzentrierten Mittelteil bedeutet der „Thoma“ eine Forderung, vielleicht sogar eine Abschwächung. Aber die Weisheit, die über dem Christus — und dies allein wird abgewandelt — des alternden und greisen Thoma liegt, ist in einer so schönen Weise ausgebreitet, daß sich die echte Statik der alemannischen Seele noch einmal verklärt und zur letzten Erfüllung erhebt. Der greise Meister, der unter seinen Schülern die widersprechendsten Temperamente, Stilrichtungen und die gewagtesten „Neutöner“ vereint und vorbildlich auszutragen gewußt hat, offenbart da die souveränste deutsche Menschlichkeit. Es ist wirkliche Güte — und Güte setzt einen hohen Grad von Einsicht ins Weltgetriebe voraus. „Gegensätze verführend aus dem auseinanderstrebenden Chaos, zu gutem Zweck eine Einheit gestalten, das ist Kunst“ (Thoma in der 1. badischen Kammer am 29. Juli 1906). Thoma ist wieder wie Hebel die volle Einordnung ins staatliche Sein vergönnt gewesen, was Gött verweigert blieb. Es ist kein Zufall, daß er die „Wage“ in einem Gedicht als Sinnbild verherrlicht hat. Wenn Grolman den wunderbar wissenden Schriftsteller Thoma ausgeschöpft hat, holt er auch hier ein Verfümmertes nach. Liegt doch über dem reifen „Herbst“ dieser oberrheinischen Weisheit der Adel einer tiefen menschlichen und deutschen Gesinnung. „Um nationale Kunst braucht man nicht besonders besorgt zu sein, wo eben die Fähigkeit zur Kunst aus einer deutschen Seele wächst, da trägt die Kunst auch den Stempel deutschen Wesens.“ (Thoma.) Das ist letzte Sicherheit eines, der durch „die Lebensunruhe und die misere zur Wirklichkeit des Seins hindurchstah und man erkennt das Abwägen und die tätige Ehrfurcht vor allem Gleichgewicht im Leben.“ (Grolman.)

*

Grolman wollte mit seinem Buch eine „einzige, große Feststellung“ treffen, und er faßt sie in das Wort: „Es geht um das Feststehende, was so viel meint wie die „Statik der Seele“. Die Fülle der Anregungen, die von dem Buch ausstrahlen, Begriffe wie Christentum, Staat, öffentliches und privates Sein, oder etwa Gött's positives Verhältnis zu Bismarck, das alles muß der eigenwertenden Betrachtung des Lesers überlassen bleiben. Das Buch ist ja nicht um Hebel's, Thoma's oder Gött's

willen geschrieben, denn diese Künstlerpersönlichkeiten bilden eben auch nur eine unter vielen Möglichkeiten in dem großen, nationalen Raum, der, um Ranke's berühmten Ausspruch zu verwenden, unmittelbar zu Gott ist und seinen Wert in seiner Existenz, in seinem eigenen Selbst trägt. Und Grosman rückt dieses Selbst wieder in einen größeren Rahmen, wenn er im „Abendland, dem diese Männer angehörten, eine von Gottes

Möglichkeiten neben vielen anderen“ sieht. Das Buch wurzelt letzten Endes in einem tiefen, alles überdachenden Verhältnis zum Sein, vor dem der Einzelne, gleich welchen Ranges, zum Einzelfall und zum Diener am Ganzen zurechtgerückt wird, und es klingt mit einem Bekenntnis zur „deutschen Möglichkeit“ aus, die „das übrige tun möge, um die großen Gedanken an ihrem Teil zu verwirklichen“.

Gottlieb Graef / Weitere Wagneriana

Fritz Plank

Unter der begnadeten Künstlerschar, mit der einst der geniale Felix Mottl den Ruhm der Karlsruher Oper begründete, stand als Wagnerfänger in vorderster Reihe der Heldenbariton Fritz Plank, dessen Hans Sachs, Wotan, Kurwenal, Holländer und Telramund heute noch bei den alten Karlsruhern in unauslöschlicher Erinnerung fortlebt. Neben seiner großen Gesangskunst und dramatischen Gestaltungskraft erfreute er männiglich noch durch einen goldenen Humor.

Wenn die Ausgelassenheit und der wilde Tatendrang seiner zahlreichen Sprößlinge Vater Plank oft nötigte, mit einem donnernden Quos ego dreinzufahren, geschah dies jeweils mit der gewohnten Apostrophierung „Ihr Hundsknochen!“ Unter diesem Rosenamen waren jene in der Folge denn auch in der ganzen Stadt bekannt. Als einst im dritten Akt der Walküre Mailhac-Brünnhilde in heiliger Angst vor der ihr drohenden Schlafbannstrafe Wotan-Plank ansah, die wehrlos schlummernde nicht durch einen Wertlosen, sondern durch den noch ungeborenen wehlichsten Wälzungsproß des wild-verzweifelten Zwillingpaars gewinnen zu lassen, und die zage Bitte mit vertraulicher Heimlichkeit also andeutete:

Du zeugtest ein edles Geschlecht,
Kein Bager kann je ihm entschlagen,

da knurrte der kinderreiche Walvater aus der Hirschstraße, seiner oft recht kritischen eigenen Brut gedenkend, in grümmender Resignation: „Ja Hundsknochen!“ was dem Wotanskind dergestalt das Zwerchfell erschütterte, daß es größte Mühe hatte, den Ernst des Augenblicks zu wahren.

Fischer-Franz

Der bedeutende Wagnerdirigent an der Münchener Hofoper Franz Fischer, vulgo „Fischer-Franz“, erheiterte während der Aufführung das Orchester zuweilen durch seine beizenden bairischen Zwischenbemerkungen. Unter den dortigen Solisten befand sich in jener Zeit eine Sängerin, deren geringe Künstlerschaft ihm viel Mühe und Ärger bereitete und die zugleich wegen ihres fragwürdigen außerdienstlichen Lebenswandels sich nicht des besten Rufs erfreute. Als diese in einer Tannhäuseraufführung als Elisabeth zu singen hatte:

Sieh mir ins Auge! Sprechen kann ich nicht,
ertönte es halblaut vom Dirigentenpult: „Und singn konnst aa nüt, Luder!“ wie auch bei ihrer Versicherung

Seht mich, die Jungfrau, deren Blüte . . .

der Franzl nicht umhin konnte, mit bedenklich bewegter Hand zweifelnd zu rufen: „Na, na, na!“

Lachende Erda

Die stimmungswaltige Ottilie Mehger war eine außerordentlich ernste Natur. Nur selten glitt ein leises Lächeln über ihre Züge, von Lachen war vollends keine Spur. Alle Versuche ihrer Berufskollegen, sie zu Heiterkeit zu stimmen, blieben erfolglos. Da bot vor einer Rheingoldaufführung der Wotandarsteller eine Wette an, daß er am Abend die Erda-Mehger auf offener Szene zum Lachen bringen werde. Man ging auf den Handel ein. Bekanntlich warnt die allwissende Ur-Wala den am Besitz des fluchbeladenen Nibelungenrings Starr festhaltenden Göttervater mit den Worten

Weiche, Wotan, weiche!
Flieh des Ringes Fluch!

Unmittelbar vor dieser Warnung rief nun der dem Zuschauer mit dem Rücken zugewandte Wotan dem mahnenden Weib halblaut zu: „Sag mal, Ottilie! Ist du lieber harte oder weiche Eier?“ worauf die prompte Antwort: „Weiche, Wotan, weiche!“ — Walvaters Wissenswette war glänzend gewonnen.

Singender Ganymed

Im letzten Jahr des Weltkriegs nahm ich anlässlich eines dienstlichen Besuchs in der Neckarstadt Eberbach in dem unmittelbar am Flußufer gelegenen Gasthaus „Zur Krone“ mein altgewohntes Absteigequartier. Dort waltete in tenen männlichen Chorführer als Ausführender ein ergrauter ehemaliger Chorführer des Mannheimer Theaters, dem es gleichwohl, wie ich hörte, nach wie vor die Wagnerische Kunst mächtig angetan

hatte. Zum Nachtmahl bestellte ich bei ihm Beefsteak, „gut durchgebraten und keinesfalls blutig“. Als jedoch bei Durchschneiden des aufgetragenen Bestellstücks Blut in Menge hervorquoll, hauchte ich den choragischen Aufwärter herzlich an mit den Worten aus dem ihm geläufigen Schluß-Ensemble des zweiten Tannhäuseraktes:

Blick hin, du schändlicher Verräter,
Werd' inne deiner Missetat!
Zum Höllenpfehl hinabgeschandt
Sei du mißsam dem Koch gebannt!

Worauf der Gescholtene in rührender Solidarität für sich und seinen Küchenkollegen Fürbitte einlegte mit den gesungenen Elisabethworten:

Ich fleh' für uns, ich fleh' für unser Leben,
Neuevoll zur Buße lenken wir den Schritt.

Am andern Morgen wurde ich durch Jubelruf auf der Straße frühzeitig aus dem Schlaf geweckt. Es war das letzte Aufgebot blutjunger Heerespflichtiger, die auf geschmückten Wagen singend zur Rekrutierung nach der Amtsstadt gefahren kamen. Bei Betreten des noch leeren Frühstückszimmers erwiderte den Morgengruß meines Sangesellers, auf die Straße deutend, mit den Anfangsworten seines ehemaligen Manneslieds im Nohengrin:

In Frühn versammelt uns der Ruf.

Als bald setzte jener den von Franz Biszart scherzhaft als „Nieder-tafelsang“ bezeichneten Tonjak laut singend fort:

Gar viel, gar viel
Gar viel verheißet wohl der Tag.

Durch solche gesangliche Schlagfertigkeit ward ich schließlich mit der beanstandeten Beschaffenheit meines Rindstendensstücks versöhnt und hatte so wenig als der über unsern musikalischen Gedankenaustrausch waltende Goral Ursache, dem sangesstarken Alten weiter zu zürnen.

Lazarettfänger*)

Als ich im Frühling 1915 bei einem dienstlichen Besuch des Heidelberger Stadthalle-Lazarets bei den einzelnen Bettinsassen deren geistige Bedürfnisse zu erforschen suchte, bezeichnete sich einer derselben auf die Frage nach Beruf und Lebensstellung als Opernfänger eines deutschen Hoftheaters. Auf die weiteren Fragen, ob Tenor oder Bariton, ob deutsche, italienische oder französische Oper sein Hauptgebiet, erfolgte die stolze Antwort „Seldentenor“ und „Wagner“. Etwas mißtrauisch gegenüber diesen selbstbewußt klingenden Aeußerungen, gedachte ich sie bei sich bietender Gelegenheit auf ihre Nichtigkeit zu prüfen. Als der Sänger im Laufe des Gesprächs auf seine Wunden, bei denen glücklicherweise Knochenverletzungen ausblieben, zu sprechen kam, suchte ich ihn mit den Worten Siegmunds zu trösten:

Gering sind sie,
Der Rede nicht wert;
Noch fügen des Leibes
Glieder sich fest.

Da begann der Bühnenheld plötzlich mit mächtiger Tenorstimme die angezogene Stelle weiterzusingen:

Hätten halb so stark wie mein Arm
Schild und Speer mir gehalten,
Nimmer floh ich den Feind; —
Doch zerschellten mir Speer und Schild.

Gerührt klopfte ich dem wunden Wälzung auf die Schulter mit der Versicherung, daß er den Nachweis seiner Wagnerischen Künstlerschaft glänzend erbracht habe.

Tauchabenteurer

Ich sitze in meinem Arbeitszimmer am Schreibtisch, während meine Frau im anstößenden Wohnzimmer mit der Durchsicht einer gerade angekommenen illustrierten Zeitschrift beschäftigt ist. Plötzlich höre ich sie vergnügt auflachen. Auf meine Frage nach der Ursache ihres Heiterkeitsausbruchs rief

*) Obwohl bereits in der Nummer 40 der Pyramide bekanntgegeben, mag diese Episode der Vollständigkeit halber den gegenwärtigen Wagnererlebnissen eingefügt sein.

sie, auf ein Porträtbild der Zeitschrift deutend: „Ach Gott! Der Mucke!“ Als ich bei näherem Zusehen ihr bedeutete, daß dies ja der berühmte Bayreuther Parfissaldirigent Karl Muck sei, und wie sie dazu komme, von diesem so kordial zu sprechen, meinte sie freimütig: „Den Bruder kenne ich!“ Ich war sprachlos über solch geringe persönliche Respektierung des großen Künstlers. Da erzählte sie mir, der kleine Muck sei als Elfjähriger um das Jahr 1870 einige Wochen lang bei Verwandten in ihrem Heimatort Abelsheim zu Besuch gewesen und habe sie, die damals Achtjährige, zur ständigen Gespielin gehabt. Als die beiden sich eines Tages bei der Hardtbrücke vergnügten, wurde beschlossen, in raschem Anlauf über eine dort befindliche offene, bis zum Rand gefüllte Düngrube zu springen. Das Mädchen gelangte als erste mit fliegenden Zöpfen glücklich über das Rote Meer, während den armen Muck das tragische Geschick des Pharao ereilte. Er sprang zu kurz, und spritzend schlossen sich über ihm die trüben Fluten, in deren fimmerische Nacht er untertauchte. Zu schwach, um eigenhändig als Retterin einzugreifen, befahl die gewandte Springerin doch joviell Geistesgegenwart, den in der Nähe befindlichen Onkel Herrmann eiligst herbeizurufen. Dieser suchte mit aufgekrempelem Ärmel in der dunstenden Bouillon nach dem unfreiwilligen Taucher und fischte ihn am Schopf erfassend glücklich aus des Schreckensmeeres wogendem Schwall. Es war aber auch die allerhöchste Zeit, denn dem Geretteten waren die Sinne bereits derart umnebelt, daß er kaum noch auszuspudden vermochte.

Als ich 57 Jahre später während meines Festspielbesuchs in Bayreuth mit Muck persönlich bekannt wurde, erinnerte er sich bei einem intimen Plauderstündchen in seiner Wohnung lebhaft jenes Erlebnis, das er in derselben Weise schilderte. Nur habe er sich nach erfolgter Erholung noch in das leichte Bett der unmittelbar daneben vorbeifließenden Kirnau gelegt, um vor dem Heimgang wenigstens das Größte von sich wegschwemmen zu lassen. Wiewohl ihn seine Tante dann zu Hause in der Badewanne ausgiebig mit Schmierseife und allen möglichen kosmetischen Öfenzgen behandelte, sei er noch geraume Zeit nichts weniger als ein süßduftendes Klingvorsches Blumenmädchen herumgelaufen. Als ich ihn fragte, ob ihm bei den Worten des sterbenden Tristan

Der Trank, der Trank,
der mir gelossen,
den wonneschlürfend
je ich genossen,
verflucht sei, fürchtbarer Trank!
Verflucht, wer dich gebrant!

ob ihm dabei nicht zuweilen die Erinnerung an jenes Erlebnis aufsteige, meinte er veranügt, daß er künftighin bei Dirigieren des Tristan an dieser Stelle jeweils an sein Adelsheimers Tauchabenteuer denken werde. Lange hielt er dankbaren Blickes das von mir mitgebrachte Jugendbild seiner achtjährigen, aber schon längst in das Wunderreich der Nacht eingegangenen Gespielin in Händen, die einst im Augenblick der höchsten Not als rettende Isolde „mit mutiger Hast“ ihm zu Hilfe geeilt war. Auch ich mußte in jenen Tagen während der zwei von mir besuchten unvergleichlichen Parfissalaufführungen unter Mucks Zauberstab in Behmut der lieben Verstorbenern gedenken, ohne deren jugendliche Entschlossenheit wir damaligen Besucher des Festspielhauses nicht der tiefergreifenden weihewollen Eindrücke der genialen Muckschen Ausdeutung teilhaftig geworden wären.

Fachschrift

Als bei einer Bayreuther Generalprobe des zweiten Parfissalaktis das sechste Blumenmädchen bei den Worten

Rein ich! Duff! ich doch süßer

nicht richtig einsetzte, klopfte der Dirigent Karl Muck ab mit den Worten: „Fränlein, Sie haben eine Viertelnote zu früh geduffet. Zwei Takte zurück und nochmals die Stelle!“

Laienkritik

Niesche erklärt den tragischen Ausgang des Lohengrindramas mit den sarkastischen Worten: „So geht's eben, wenn Neuvermählte in der Hochzeitsnacht nicht rechtzeitig zu Bett gehen.“ Nicht minder originell erfaßte bei einer Lohengrindaufführung im ehemaligen hiesigen Hoftheater eine hinter mir sitzende ehrsame Karlsruher Bürgerfrau jenes Problem, indem sie in der Pause zu ihrer Nachbarin meinte: „Wisse Se, i geh gern in der Lohengrin. 's isch e schöns Stück. Anwer des gfallt mer hat net, daß d' Elsa der Lohengrin net kriecht. Des hätt en Mann wie der Waachner doch fertichbringe misse.“ Die Gute erblickte die Ursache dieses dramatischen Mangels offenbar in ungenügender Erfahrung des Meisters in Heiratsangelegenheiten. Sie hätte gern noch die Fliederwochen des seligsten Paares in pikantem programmatischem Tongemälde im Stil des Venusbergzaubers oder des Musikfahes „So blühe dem Wälungenblut“ durchgekostet, hätte gern auch eine vierwöchige Hochzeitsreise nach Monfalvat erlebt und auf dem Rückweg einen Absteher ins Sächsische zum Besuch des Königs Heinrich, sowie nach Jahresfrist eine solenne Kindstaufe mit dem legitimen erbantischen Thronerben in schmudem Tragfassen an Stelle des fragwürdigen Schwanenbruders, unter Assistenz der Gevattersteute Friedrich und Ortrud, beide gemeinschaftlich den silbernen Patenlöffel präsentierend.

Wolfgang Joho / Spaziergänge mit einem Kind

Ich hatte einen letzten Krankenbesuch gemacht. Ich war müde und ausgehöhlt von dem vielfältigen Kummer der Menschengesichter, die ein schwerer Tag herangebracht hatte. Die stillen Straßen begannen schon aus der Dämmerung in den Abend hinüberzuschlafen, und die Richter der Fenster leuchteten zwischen den Bäumen bunt auf, wie Lampen bei einem Gartenfest.

Ich kam über einen Platz, auf dem ein seltsamer Brunnen stand. Es war eine Säule, auf der der Kopf eines Fabelwesens mit menschenähnlichem Gesicht saß. Aus Augen und Mund sprangen dünne Wasserstrahlen in ein rundes Becken.

„Onkel, warum weint der Mann?“ Ich glaubte, die vertraute hohe Kinderstimme so deutlich neben mir zu vernehmen, daß ich mich unwillkürlich umdrehte. Es war aber niemand da, außer dem Brunnenmann, dem mit leise zischendem Geräusch das Wasser aus den Augen sprang. Da brach plötzlich in das müde Denken des Abends die Erinnerung an Putti, den dreijährigen Jungen, meinen Freund, wie ein wunderbares Licht herein.

Als ich noch hier draußen wohnte, hatte ich Freundschaft mit ihm geschlossen. Wenn ich zu seiner Mutter kam, sprang er freudig herbei und belegte mich von der ersten bis zur letzten Minute mit Beschlag. „Onkel, ma'e einen Mann mit Ohren“, „Onkel, seß mich auf den Schrank“, „Onkel, mach den bösen Kerl“, oder aber, mich erwartungsvoll ansehend und an der Hand fassend: „Onkel, komm, wir gehen spazieren“.

Die gemeinsamen Spaziergänge, das war für uns beide das Schönste von allem. Wir suchten Steine, Kastanien und Schnecken, wir versteckten uns und wir gingen zum Brunnenmann. Anfangs ging ich mit Putti, weil er mich darum quälte. Später — ich habe noch zu niemand davon gesprochen — freute ich mich ebenso sehr darauf wie er und wartete nur auf den Augenblick, bis er das Signal gab. Alle Dinge, an denen die so erwachsenen, gelangweilten Augen täglich gleichgültig vorbeis-

sahen — mit Putti entdeckte ich sie neu. Zuerst hatte ich ihm in lehrhaftem Eifer alles zu erklären versucht nach meinem Verstand. Ich erinnere mich, wie ich ihm die Regenbogenfarben in dem Wasserstrahl des Brunnens, auf dem die Sonne glitzerte, zu zeigen versuchte. Angekrenzt hatte er in der Richtung meines zeigenden Fingers geblickt, dann fragte er: „Onkel, warum weint der Mann?“ Er hatte nicht gesehen, was ich bewunderte, und ich hatte nicht an das gedacht, was seine Gedanken bewegte. Damals fing ich an, Putti die Dinge nicht mehr zu erklären, sondern sie mir von ihm erklären zu lassen. Ich bemühte mich, diese rätselhaften, wunderreiche und unendliche Welt einer Straße oder eines Gartens mit seinen Augen zu sehen, und allmählich gelang es. Kein Baum mehr war nur ein Baum, kein Haus nur ein Haus, kein Brunnen nur ein Brunnen. Alles bekam ein anderes Gesicht, wurde Teil einer märchenhaften Welt. Wir erzählten uns Märchen über die Dinge um die Wette, und wenn Putti mit männlichem Ton in der Stimme an der Kreuzung zu mir sagte: „Wir können ruhig über die Straße, es kommt kein Auto“, dann wußte ich nicht, wer der Jüngere war.

Später waren wir beide weggezogen; Putti mit seiner Mutter in eine andere Stadt, weit weg. Wenn ich ihn heute wieder träfe, würde er vielleicht die Mutter fragen: „Was ist das für ein Onkel?“

Eine lange Weile blieb ich an diesem stillen Abend vor dem Brunnen stehen und lauschte auf das leise Plätschern und dachte an die Spaziergänge mit Putti. Dann ging ich eine Stunde lang durch die Straßen der Siedlung, über den Spielplatz, an dem kleinen Wäldchen vorbei und suchte alle Stätten unserer gemeinsamen Märchenfahrten auf. Ich versuchte, die erwachsenen, gelangweilten Augen zu schließen und durch die Augen Puttis zu sehen wie damals. Aber es geriet mir schlecht. Ich sah nur Straßen, Häuser, Plätze, Bäume — nach meinem Verstand. Das wunderbare Licht der Erinnerung begann zu erlöschen, nur hinter dem weinenden Brunnenmann blickte wie ein Schatten Puttis Kinder Gesicht hervor.

Eugen Singer / Martin Amelius Ein berühmter Sohn
unserer Heimat

Dieser in der badischen Geschichte immer denkwürdige Mann, Sohn des 1541 verstorbenen, durch Respona bekannten, Professors Georg Amelius zu Freiburg im Breisgau, war dort am 30. Oktober 1526 geboren. Weil er sehr früh vorzügliche Anlagen und Kenntnisse zeigte, berief ihn der Markgraf von Baden nach Pforzheim und übergab ihn seinem Kanzler Oswald Guth, der ihn zur Praxis anleitete und wegen seiner trefflichen Eigenschaften wie seinen Sohn liebte. Als Gesandter des Markgrafen von Baden in Wien wußte Amelius sich eine solche Achtung zu verschaffen, daß ihm das Adelsdiplom und die dortige Universität das Diplom eines Doktors der Rechte erteilten. Erst achtundzwanzig Jahre alt, ward er von dem Markgraf zu seinem Kanzler ernannt. In dieser Stelle benutzte Amelius seinen Einfluß, um für alles, was er für das Beste des Landes ersprießlich hielt, mit großem Eifer und unbegrenzter Energie einzutreten und zu fördern. Als Markgraf Karl in seinem Lande die evangelisch lutherische Religion einzuführen sich entschlossen, und dazu von Sachsen, Pfalz und Württemberg Theologen erboten hatte, wurde diesen auch Amelius beigegeben, und er zeigte sich als Kanzler und Direktor des Kirchenrats außerordentlich tätig für die neue Lehre und Einführung der Reformation, die im Jahre 1556 vollendet wurde.

Während der für die minderjährigen des Markgrafen Karl festgesetzten vormundschaftlichen Regierung, deren Mitglied Amelius war, ließ er sich die Gründung und Einrichtung des Gymnasiums zu Durlach vorzüglich angelegen sein. Schon früher hatte er den Markgrafen veranlaßt, ein Stipendium für die Bildung geistig hervorragender, doch armer badischer Landesfinder zu Schullehrern zu stiften.

Als Förderer der Baukunst bewog er nicht nur den Markgrafen zur Ausführung mancher Gebäude, sondern führte auch selbst im Jahre 1556 das Schloß Niefernburga bei Pforzheim auf, von welchem er sich Herr von Niefernburga schrieb. Eine Inschrift in diesem Schlosse bezeugt seinen Dank für die vom Markgrafen empfangenen Wohlthaten, die ihm in reichem Maße zuteil wurden. Wie alle Menschen, die durch Kenntnisse und eigene Kräfte sich emporarbeiten, hatte auch er seine Widersacher, die ihn des Eigennutzes verdächtigten und ihn manche Bitterkeit kosten ließen. Sein Todesjahr fällt in das Jahr 1586. Nach seiner Grabchrift zu urteilen, hatte Amelius sich nach 30 Jahren, seit er Kanzler geworden war, von den Geschäften zurückgezogen, um sich ausschließlich mit Gärten und Landwirtschaft zu beschäftigen, auf welchen Gebieten er segenreich gewirkt hat.

G. Guth-Bender / Frühlingsgänge

Manchen Lenzes früherwachtes Sprossen
Sah mich schon mit guten Fahrtgenossen.
Durch den Heimatwald, maubustbegraben,
Tollt' ich spielend einst mit wilden Knaben,
Und bin abends, müd und schlafbefangen
Wieder zu der Mutter heimgangenen.

Anderer Frühling: Osterklang ins Weite! —
Meinem blonden Jugendlieb' zur Seite
Schritt ich fromm in andachtsstiefem Schweigen,
Wähte kindlich schon ein Glück mein eigen,
Das mir doch im ersten Sturmeswehen
Zäh zerflattern mußte und verwehen.

Becherklang, wildbrausende Scholaren,
Mit mir schwärmend durch die sternklaren
Mimmerauscherfüllten Lenzesnächte!
Wer sie einmal noch zurück mir brächte! —

Reicher floß ein Frühling auf mich nieder.
Eine Frau ging mir zur Seite wieder,
Die nun mein, nach langem Kampf und Streiten,
Friedevoll ein Heim mir zu bereiten,
Daß ich aus der Tage Staub und Wellen
Freudig kehre zu des Herdes Hellen . . .
Frühling schwand und böse Wetter kamen,
Die die lieben Flammen mit sich nahmen.

Neue Lenze, Blütenschnee und Weilschen.
Andere schritten mit mir noch ein Weilschen.

Um mich dann, mit Tränen oder Saffen,
Unverstanden und allein zu lassen.

Nur der Freund aus fernen Jugendzeiten
Wollte treulich mich des Wegs geleiten.
Manch ein Lenztag ward uns so gemeinsam.
Doch im Grunde war ich immer einsam,
Und ein dunkles, niegestilltes Wollen
Reichte mir den Kranz, den Schattenvollen.

Und da fand ich dich, Auf Herbsteswegen
Kamst du mir, ein ewiger Lenz, entgegen,
Nahmst der Jahre Last von meinem Rücken
Gabst mir Kraft, zum Frohsinn, zum Beglücken
Tauschest mir zu Lust der Tage Mühen —

Und nun sollst du mit mir durch das Blüten
Schreiten dieses seligsten der Lenze,
Mit mir pflücken erste Blumenkränze.
Görchen mit mir auf des Südwinds Grüßen,
Auf der klaren Bächlein muntres Klicken,
Rauschen auf den Vogelsang, den holden,
In den Frühlingsbüschen, grün und golden,
Und mit mir, wenn hoch die Wolken gehen
Selig wandern über lichte Höhen.
All mein Sein mit deinem Sein erfüllend
. . . Und des Lebens letzte Wünsche stillend . . .
Komme bald zu mir, das Glück hat Schwingen. —
Gestern hört' ich eine Lerche singen.

Schrifttum und Heimatkunde

Ein neuer Roman von Toni Rothmund

Der unsichtbare Dom. Ein Gutenberg-Roman (Verlag Neclam, Leipzig.). Toni Rothmund hebt sich aus der allzu großen Schar schönschwäbiger Verfasserinnen von sogenannten Liebesromanen hoch empor. Nicht etwa, weil sie der Darstellung der stärksten Seelenmacht, als welche die Liebe trotz aller Wandlungen der Welt immer besteht und bestehen wird, aus dem Weg ginge. Man lese ihren überragenden und bezaubernden Roman um Karoline Schlegel, der nicht von ungefähr von Auflage zu Auflage steigt. Erfreuliche Tatsache indessen ist, daß sich die Dichterin in der Regel ein gedankenträchtiges, geistbestimmtes Hauptthema stellt. Man erinnere sich an die Romane „Glas“ und „Gold“. Diesmal hat sie das tiefe und erschütternde Problem von der Tragödie des Genies aufgegriffen und als deren Träger den Erfinder der Buchdruckerkunst erwählt. Damit gedeiht das Werk zu einer Apotheose auf den Geist. Man kann diesen Griff gerade nach der Gestaltung des Lebens und Schaffens Gutenbergs ohne landsmannschaftliche oder freundschaftliche Liebertreibung als genial bezeichnen. Denn dieser biographische Roman wird zur großartigen Singsung des menschlichen Geistes, der ein Kulturwunder von unfassbarer und ewiger Weiterfolge geboren hat. Der französische Dichter Viktor Hugo nennt die Erfindung der Buchdruckerkunst das größte Ereignis der Weltgeschichte.

Ueber das Leben des Henrich Gensfleisch von Mainz, der sich zum Gutenberg nannte, ist wenig Zuverlässiges bekannt. Das bedeutete für die nachgestaltende Dichterin eine Erleichterung und eine Erschwerung. Einmal konnte sie der fabulierenden Erfindung weiten Lauf lassen, zum andern aber war sie auf eigene Intuition angewiesen und mußte nach kultur-

geschichtlichen, sehr eingehenden Studien eine glaubhafte und nach der inneren Wahrheit überzeugende Gestalt selbst schaffen. Mühsamwert ist ihr die Gutenberg-Gestalt gelungen. Sie lebt wahrhaftig, handelt in sich logisch und geht folgerichtig wie so manches Genie an ordinären Uebermächten leiblich zugrunde. Gewaltig und ewig aber lebt der Geist, dessen physische Hülle gleichgültig geworden ist. Schon aus diesem Blickwinkel ist es belanglos, ob Toni Rothmund den überkommenen oder gemutmaßten Lebensstättlichkeiten, den Möglichkeiten oder den Voraussetzungen in geschichtlicher und technischer Betrachtung gerecht geworden sein mag, insbesondere, wenn sie erst später möglich gewordene Gedankenfreheiten mit dem Recht des Dichters in das 15. Jahrhundert einschmiltzt. Dafür schrieb sie ja den Roman „Der unsichtbare Dom“. Der Verfasserin ging es darum, zu zeigen, daß der deutsche Genius „einen Dom für den menschlichen Geist — höher als der zu Strassburg und zu Köln am Rhein — wichtiger als die zu Mainz und Speyer“ baute. „Ich habe einen Dom gebaut wie Meister Ermin, einen unsichtbaren Dom. Alle Welt soll eintreten und sich darin Erbauung holen dürfen.“

Der geneigte Leser oder in diesem Fall noch mehr die geneigte Leserin soll nicht meinen, daß Toni Rothmund eine geschichtlich theoretisierende Monographie in Romangestalt geschrieben hat: „Der unsichtbare Dom“ ist eine vollstättige, handlungsreiche und spannende Geschichte, in der das bitterfüße Liebesgeschick des Gutenbergs mit der hold-teufelischen „Ene yseren Tür“ als ein wundervolles Juwel weiblicher Seelenkunde blüht. Herzlich freuen wir uns, mit allem Nachdruck auf das neue, ihr Schaffen gipfelnde Werk unserer heimatischen Schriftstellerin hinweisen zu dürfen. A. Joho.

Schriftleiter: Karl Joho. — Druck und Verlag des „Karlsruher Tagblatt“